

Michael Warschawski: An der Grenze. Hamburg 2004. 256 S.

Ein ungewöhnliches Lesebuch über die Metamorphosen der israelischen Linken seit 1967, sei gleich zu Beginn festgestellt, das der Autor, in Israel unter dem Pseudonym „Mikado“ weithin bekannt, in der deutschen Übersetzung des französischen Originals (Paris 2002) vorgelegt hat. Es ist seiner Frau, der Rechtsanwältin Lea Tsemel, gewidmet und erinnert an die in Berlin geborene, nach Palästina vertriebene und seit den 1970er Jahren wieder in Deutschland lebende, aus der kommunistischen Bewegung stammende Menschenrechtlerin Alisa Fuss, die 1997 in Tel Aviv starb. Alisa Fuss war, diese persönliche Erinnerung sei dem Rezensenten gestattet, einer jener wenigen Persönlichkeiten, die durch ihren offenen Blick für Ungerechtigkeit und Diskriminierung in Israel und Deutschland eine Lehrmeisterin in Sachen selbstverständlicher Zivilcourage war, ohne sich ins Rampenlicht zu stellen.

Das politisch Grenzgängerische verbindet sie mit Waschawski, dem Nachgeborenen, der bis zu seinem 16. Lebensjahr in Straßburg lebte. Auch „Mikado“ ist, wie der Tel Aviver Historiker Moshe Zuckermann in seinem Vorwort bemerkt, politisch um den Schlaf gebracht, wenn er an Israel denkt – nicht in innerer Emigration verharrend, sondern unermüdlich für eine ernsthafte Humanitas, die Ebenbürtigkeit des anderen und den demokratischen Rechtsstaat kämpfend. Allein diese Postulate verweisen schon auf die Herkunft des Autors aus einer orthodoxen Familie, die ihn bewog, nicht als politischer Zionist, sondern als Jude nach dem Vorbild des *Talmid Chacham* – des verständigen Schülers – nach Zion „hinaufzuziehen“, um sein Leben nach den Regeln der Talmud-Tora-Schulen einzurichten.

Insofern hatte „Mikados“ Zionismus von früh an nicht jene territorial-zentristische Färbung der „Erlösung des Bodens“, die den säkularen Pionier charakterisierte, sondern er bewahrte das bipolare Wechselspiel zwischen Diaspora oder gar „Exil“ auf der einen und Land Israel auf der anderen Seite im jüdischen Bewusstsein. Wenn er sich zu einem „Linksradikalen“ (Zuckermann) entwickelte, dann war diese Wandlung auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in Israel zurückzuführen, die ihn immer stärker beunruhigten und zu einem

entschiedenen Gegner der nationalstaatlichen Konstruktion seines Landes veranlassten.

Die Alternative zwischen Judentum und Zionismus – symbolisiert in der Spiritualität Jerusalems und seiner daraus erwachsenden Gleichgültigkeit gegenüber dem Tel Aviv der westlichen Moderne – entschied sich nach dem 6-Tage-Krieg. Dieser löste einen neuen palästinensischen Flüchtlingsstrom von mehr als 200.000 Menschen, die neuerliche Zerstörung arabischer Dörfer und die allumfassende Siedlungspolitik aus. Warschawskis ursprüngliche Jerusalemer Talmudschule von Rav Zvi Yehuda Kook entwickelte sich fortan zum politisch-messianischen Mittelpunkt, aus dem im Februar 1974 die erste organisierte Siedlergeneration des „Blocks der Glaubenstreuen“ (*Gush Emunim*) hervorging. Die einstige spirituelle Peripherie wanderte in das politische Zentrum ein. Die „Grünen Linie“, welche die Menschen zwar trennt und Schutz voreinander bietet, aber auch Austausch miteinander gewährt, hatte sich bis an den Jordan entäußert. Alle anderen Gebiete – die Sinai-Halbinsel, die Golanhöhen und der Gazastreifen – blieben vorläufige, dem Wandel der Zeit unterworfenen Kommentare. Zurück blieb in der israelischen Metaphorik die Zentralität „Judäas und Samarias“, ein koloniales Projekt im Namen einer historistischen Theologie, die die Vision einer prophetischen Lebenswelt der sozialen Gerechtigkeit leugnet.

Seither wurden, so bekennt der Autor im Rückblick, „die letzten fünfunddreißig Jahre meines Lebens ein langer Marsch auf der Grenze (...), oder vielmehr ein Marsch auf den verschiedenen Grenzen zwischen dem Staat Israel und der arabisch-moslemischen Welt, zwischen Israelis und Palästinensern, aber auch zwischen Juden und Israelis, religiösen und säkularen, europäischen und orientalischen Juden... Grenzen einer jüdischen Identität, die zu bewahren mir wichtig war, aber auch ein Sozialismus, der keine Grenzen kennt.“ Verzicht auf einzelgängerische Gegenwehr, stattdessen die solidarische Zusammenarbeit mit jüdischen und arabischen Gruppen und Bündnissen ließen ihn Verhöre (›Juden werden nicht gefoltert‹) und Gefängnisstrafen sowie zahlreiche menschliche Enttäuschungen leichter ertragen.

Inhaltlich waren die Erfahrungen durch den Widerstand gegen die Selbstzerstörung der israelischen Gesellschaft sowie gegen die Ironie

gekennzeichnet, dass der Zionismus die Mauern des Ghettos einreißen wollte, aber „das größte Ghetto der jüdischen Geschichte hervorgebracht“ hat, das sich gemäß der Devise „alle sind gegen uns“ dem Verfolgungswahn ergibt und kompensatorisch auch die Palästinenser mit „Abriegelungen“ in Form von Ausgangs- und Passiersperren und der Schaffung von Enklaven in Gestalt von „Sicherheitszäunen“ bestraft. Nur dem äußeren Anschein nach wurde David zum Goliath, denn die Frage, wer die Zukunft des Judentums garantiert – Zionismus oder Orthodoxie – ist bis heute nicht entschieden. Für Warschawski freilich wurden die einzigen Gegenmittel gegen den methodisch inszenierten Irrsinn der Besatzungspolitik und ihrer Rückwirkungen auf Israel die Vernunft und der gesunde Menschenverstand.

„Im Laufe der Jahre habe ich die äußeren und die inneren Grenzen sehr oft in beide Richtungen überquert. Bei diesem langen Marsch auf der Grenze ist mir klar geworden, dass ich meinen Platz an der Grenze trotz der Unbequemlichkeit, der Marginalität und manchmal auch der Gefahren um nichts in der Welt gegen einen bequemen, warmen Sitz im Schoße meines Stammes eintauschen würde.“ Warschawskis „patriotisches“ Bekenntnis versteht es, sich mit intellektueller Überlegenheit polemischen Urteilen und agitatorischer Borniertheit zu entziehen. Das Buch, das streckenweise an den unvergesslichen Yeshayahu Leibowitz erinnert, sich aber von diesem durch seine Weltoffenheit unterscheidet, besticht durch die tiefe jüdische Prägung seines Autors und die politischen Konsequenzen, denen ein religiös getränkter Ethno-Nationalismus zutiefst fremd ist. In diesem Sinne hat der in Beersheva lehrende Psychologe Dan Bar-On jüngst vor der „Konstruktion eines riesigen neuen Ghettos“ gewarnt.

Man darf gespannt sein, wie lange es dauern wird, bis die palästinensische Geschichte vom eigenen „trial and error“ derart unverblümt erzählt. Oder ist die Rolle als immerwährendes Opfer zu bequem geworden?

Reiner Bernstein